

Leseprobe aus dem Roman von Erik D. Schulz

WELTMACHT ohne Menschen

Klapptext:

Philip Rogge gerät zwischen die Fronten zweier Superintelligenzen. Was zunächst wie eine große Verschwörung anmutet, erweist sich als bittere Realität: Ein Konzern strebt mithilfe einer KI unaufhaltsam nach der Weltherrschaft. Doch die Pläne der neuen Mächtigen werden durch eine Naturkatastrophe gestört. Ein Sonnensturm bewirkt einen Blackout und den globalen Ausfall des Internets. Chaos bricht aus. Für Rogge und den exzentrischen Wissenschaftler Friedrich Cannavale ist dies die letzte Chance, der feindlichen Macht die Stirn zu bieten. Ein gnadenloser Wettlauf gegen die Zeit und einen übermächtigen Gegner beginnt. Das Schicksal der Menschheit hängt an komplexen Computercodes und dem Gelingen der Mission. Jeder Fehler hätte fatale Folgen für die Zukunft!

Die Leseprobe steigt in Kapitel 6 ein, als der Sonnensturm bereits für Chaos sorgt und die Lage für den Protagonisten eskaliert ...

Leseprobe aus Kapitel 6

Auch im MCC hatte sich die Lage verschlechtert. Der Montag, der uns schon an unsere Grenzen getrieben hatte, war nur ein Vorgeschmack auf das gewesen, was im Laufe der Woche über uns hereinbrechen sollte. Die Infrastruktur lag am Boden. Wir mussten Wasser und Strom sparen. Der Vorrat an Medikamenten und Infusionen schwand rasch dahin. Die Behörden zogen zwei Chirurgen ab, mehrere Kollegen erschienen nicht zum Dienst. Über die Hälfte der Praxen in der Stadt hatte bereits geschlossen, erfuhr ich.

Die Arbeit war kaum zu bewältigen. Überall im Eingangsbereich standen Patienten dicht gedrängt. Die Luft stank verbraucht, die Stimmung war gereizt bis verzweifelt. Angehörige brachten alte und chronisch Kranke in kritischem Zustand, da viele Pflegeheime geräumt wurden. Uns blieb nichts anderes übrig, als diese Menschen in Kliniken einzuweisen. Aber auch deren Kapazitäten waren im Grunde erschöpft.

Am Mittwoch gab es erste Meldungen über Fälle von Cholera. Eigentlich kam dieses Bakterium nur noch sporadisch in den ärmsten Regionen der Welt vor und ließ sich relativ leicht behandeln. Doch nun war es zu einer hoch ansteckenden Variante mutiert, hieß es, gegen welche die Standardimpfung wirkungslos war. Durch verseuchtes Wasser hatten sich die Erreger in Europa verbreitet und verursachten eine schwere Magen-Darm-Infektion, die zu Austrocknung, Nierenversagen und sogar zum Tode führen konnte. In London, Köln und Madrid hatte die Seuche bereits fünfhundert Opfer gefordert. Ein zusätzlicher Run auf Praxen und Krankenhäuser war die Folge.

Die Cholera versetzte die Menschen in Panik wie in Zeiten historischer Pandemien. Das Bakterium verschärfte die Krise, die bis zu diesem Zeitpunkt weltweit schon zehn Millionen Opfer gefordert hatte.

Am Donnerstag saßen Nadja und ich in meinem Sprechzimmer und gönnten uns eine kurze Auszeit.

„Die Leute werden immer aggressiver und fordernder“, klagte sie. „Auf dem Weg

hierher wurde ich bestimmt zehnmal beschimpft und festgehalten. Ich dachte, die lynchen mich.“ Ihr hochgestecktes Haar war derangiert. Zwei blonde Strähnen hatten sich gelöst, was ihr einen leicht verwegenen Ausdruck verlieh.

„Ich weiß auch nicht, wie es weitergehen soll“, entgegnete ich. „Die Leute rasten eben aus, wenn man ihre Erwartungen nicht erfüllt und ihr bisheriges Leben ihnen unter den Fingern zerbröselt. Hoffentlich läuft bald alles wieder normal. Ich habe kaum noch Material. Wie sieht es bei Ihnen aus?“

„Die Schränke sind leergefegt.“

„Und sechs Schwerkranke liegen noch in den leeren Chirurgiepraxen. Die warten auf einen Transport in die Klinik, wo sie wahrscheinlich niemand aufnehmen wird.“

Sie nestelte an ihrer Kette und blinzelte nervös. „Wir sollten schließen und abhauen, meinen Sie nicht auch? Was können wir denn noch tun?“

Mir war klar, dass wir nicht vor den Problemen davonlaufen durften. Aber Nadja hatte Angst, und ich verstand ihren Wunsch, sich ausschließlich um ihre Familie kümmern zu wollen.

„Was meinen Sie, Kollege“, fragte ich Hippokrates. „Hat es noch Sinn, hier die Stellung zu halten? Würde *Healthcomm* uns die Genehmigung erteilen, unsere eigenen Angelegenheiten zu regeln?“

„Nein. Unsere Ressourcen sind momentan zwar begrenzt, aber wir können trotzdem noch Gutes bewirken“, antwortete er. „Also weiter therapieren, nicht kapitulieren.“

Nadja ließ den Kopf hängen.

Während wir einen Moment schwiegen, vollzog sich auf Hippokrates' Display ein Wandel. Das verschmitzte Lächeln wich einem ernsten Ausdruck. „Die Zentrumsleitung gibt eben eine Veränderung der Lage bekannt. In Teborlis sind erste Fälle von Cholera aufgetreten. Alle werden dazu aufgerufen, Ruhe zu bewahren. Die allgemeine Hygiene soll befolgt und ein Mundschutz getragen werden, um eine Ausbreitung zu verhindern. Die Behörden tragen dafür Sorge, Infizierte in ihren Wohnungen und in Krankenhäusern zu isolieren. MCCs stehen für die medizinische Betreuung und zur Ausgabe von Medikamenten zur Verfügung, die zügig bereit-

gestellt werden.“

Die Meldung war absurd. Uns fehlten die notwendigen Antibiotika und baldige Lieferungen standen nicht in Aussicht. Selbst simple Schmerzmittel waren inzwischen knapp, Tests, ausreichend Desinfektionsmittel und Mundschutze hatten wir ebenso wenig. Ich suchte die Schränke nach Resten von Medikamenten ab und fand ein Antibiotikum, das gegen Cholerabakterien wirkte; zwei Schachteln, mehr nicht, die ich auf den Tisch legte. Dann sahen wir uns schweigend an und dachten angestrengt nach.

„Im MCC Eskalation der Lage“, meldete sich Hippokrates wieder zu Wort. „Die Apotheke und eine internistische Einheit wurden gestürmt. Sie müssen sich unverzüglich in Sicherheit bringen!“

Wir hörten und spürten es: Auf den Fluren erhob sich ein Tumult, ein Donnerrollen wie ein Trommelwirbel, begleitet von Schreien. Adrenalin flutete meine Adern. Nadja atmete schnell und flach. Ihr Gesicht hatte sämtliche Farbe verloren. Gebannt starrten wir zur Tür.

„Schließ die Tür“, rief ich zu Hippokrates.

Zu spät. Bevor die zentrale Steuerung die Tür verriegelt hatte, flog sie auf. Cornelia stürzte ins Sprechzimmer, geschoben von einer wütenden Masse.

Voller Panik wich Nadja zurück. Ich warf mich gegen die Tür, wobei Hände und Arme von Angreifern unter Kreischen und Flüchen eingeklemmt wurden. Cornelia drehte sich um, kämpfte mit und schrie Nadja an, ebenfalls zu helfen. Diese tat es mit Leidenschaft, doch es schien, als würden wir die Kraftprobe verlieren. Immer wieder gab die Tür nach, Arme angelten nach uns, Flüche und schrille Schreie tönten in unseren Ohren. Dann schafften wir es schließlich, die rasende Menge einen Moment zurückzudrängen.

„Verriegeln, jetzt“, schrie ich.

Hippokrates reagierte prompt und der Schnapper drückte sich in das Schließblech. Wir keuchten. Blutige Fingerabdrücke an der Tür zeugten von dem Kampf, der noch nicht vorüber war. Wenn die Leute dieses Stück Holz eindrücken, durchfuhr es mich, werden wir gelyncht oder zu Tode getrampelt. Draußen erhob sich ein

vielstimmiges Gebrüll. Fäuste wummerten uns ihre Forderungen entgegen.

„Wir müssen so schnell wie möglich von hier weg“, durchbrach Nadja unser Schweigen. „Meine Kinder – verdammt!“

„Ich ... ich ... muss überlegen“, gab ich stockend zurück. Ich zitterte und meine Zunge fühlte sich trocken an wie Dörrobst.

„Tun Sie doch endlich was!“

Krampfhaft versuchte ich, einen klaren Gedanken zu fassen, während die Schläge unablässig auf die Tür prasselten. Ich wandte mich an die KIs.

„Fällt Ihnen was ein, Cornelia? Oder kennt Hippokrates einen Geheimgang ins Freie?“

Cornelia zuckte mit den Schultern. „Ich kenne nur den Weg über die Flure.“

„Großartig. Aber ich würde nicht damit rechnen, dass alle beiseite rücken und uns den Weg freigeben.“

„Springen Sie aus dem Fenster“, schlug Hippokrates vor. „Ich errechne eine Siebzehn-Prozent-plus-Wahrscheinlichkeit, dass Sie beide nach dem Sprung unversehr entkommen.“

„Wir sind im dritten Stock und werden uns alle Knochen brechen.“ Am liebsten hätte ich dem Kerl den Saft abgedreht. „Ich dachte an was Sinnvolles. Und beeil dich bitte, wenn’s noch Sinn haben soll!“

„Die Laken“, warf Nadja ein. „Haben Sie Laken in den Schränken, Philip?“

„Reichlich.“ Es motivierte mich enorm, von ihr zum ersten Mal beim Vornamen genannt zu werden.

„Na dann los! Machen wir es wie in den alten Filmen. Verknoten wir sie und seilen uns ab.“

Ich zog einen Stapel Laken aus dem Schrank. Wir legten sie doppelt und banden sie mit Kreuzknoten zu einem Seil zusammen. Das Wummern an der Tür nahm an Intensität zu, und ich fürchtete, sie würde bald aus dem Rahmen gesprengt werden.

„Ja, damit könnte es gehen“, gab Hippokrates zum Besten. „Ich errechne eine Neunundachtzig-Prozent-Chance für ein positives Ergebnis.“

Wir öffneten das Fenster, zogen die Untersuchungsliege in seine Nähe und

knoteten das Seilende daran fest. Glücklicherweise lag die Praxis auf der Rückfront des Gebäudes. Die Luft war rein. Die Vorstellung eines entfesselten Mobs am Haupteingang verdrängte ich.

Zuerst wollten wir Nadja herablassen, die auf einen Stuhl kletterte und mich bange ansah. Der Rahmen der Zimmertür bekam indes erste Risse, Putzstücke rieselten zu Boden. Der Lärm war unerträglich.

„Darf ich Ihnen noch einen Tipp geben?“, unterbrach uns Hippokrates.

„Beeil dich“, fuhr ich ihn an.

„Ich würde nicht in Dienstkleidung auf die Straße gehen, wenn Sie nicht ausgeraubt und gemeuchelt werden wollen.“

Er hatte recht. Ich riss eine Schublade auf, in der ein paar private T-Shirts lagen, warf Nadja und Cornelia welche zu und streifte mir selbst eins über.

Dann war keine Zeit mehr zu verlieren. Nadja kletterte über den Fensterrahmen, griff das Seil und drehte sich mit dem Gesicht zum Zimmer.

Ich lächelte sie an. „Das wird schon, vertrauen Sie mir. Immer schön festhalten und mit den Beinen an der Wand abstützen.“

Das Seil fest umklammert ließ sie sich Stück für Stück herab, arbeitete geschickt mit den Armen und bewegte sich mit den Füßen die Mauer entlang. Unser provisorisches Seil reichte allerdings nur bis zur Mitte des Erdgeschosses. Entschlossen ließ sich Nadja die restlichen zwei Meter fallen und landete wohlbehalten auf ihren Füßen.

Als Nächstes war Cornelia an der Reihe. Sie absolvierte die ungewohnte Übung so behände, als hätte sie nie etwas anderes getan. Nur die Ingenieure von *Savikoke* und Gott wussten, welche Fähigkeiten sie den Modellen in die Schädel programmiert hatten. Cornelia konnte uns sicherlich noch nützlich sein. Außerdem war mir diese humorlose KI inzwischen zu sehr ans Herz gewachsen, um sie von Plünderern massakrieren zu lassen.

Ich warf einen letzten Blick auf meinen Arbeitsplatz, der gleich verwüstet werden würde. Im letzten Moment sah ich die Antibiotika auf dem Tisch, schnappte sie mir und steckte sie in meine Hose.

„Bis bald, Kollege“, rief ich Hippokrates zu.

„Viel Glück und bis die Tage!“

Dann hangelte ich mich hinab. Meine Arme schmerzten, ich japste nach Luft. Als ich am Seilende ankam, schaute ich hinunter und schätzte die Höhe. Für jemanden mit Höhenangst wie mich war die Situation eine wahre Herausforderung. Vorsichtig ließ ich die Beine nach unten baumeln und streckte die Arme durch. Dann ließ ich los und schlug hart auf den Boden. Die anderen halfen mir sofort auf.

Die Straße hinter dem MCC war wie ausgestorben. Über das Dach hallte Lärm. Eine Fensterfront war zerstört, Möbel lagen auf der Straße, auch Teile einer Sprechstunden-KI.

Das Erlebte vibrierte wie ein Albtraum in mir. Straffen Schrittes liefen wir los und beratschlagten, wie wir uns und unsere Familien in Sicherheit bringen konnten. Da Nadjas Wohnung nur drei Kilometer entfernt lag, war sie unser erstes Ziel.

Auf den Straßen begegneten wir höchstens einem Dutzend Menschen. Voller Angst wichen sie uns aus, als wären wir bereits mit Cholera infiziert. Die Geschäfte hatten ihre Jalousien heruntergelassen. In den Erdgeschossen waren Schränke hinter die Fenster geschoben worden. Die Hitze und der Gestank aus den Gullys komplettierten die apokalyptische Atmosphäre. Wir sahen nicht einen Androcop. Offenbar waren die Behörden mit dem Ausmaß des Chaos überfordert ...